

Insel Verlag

Leseprobe

Die Königin der Orchard Street

Roman

Aus dem Amerikanischen von Eike Schönfeld

© Insel Verlag

978-3-458-17625-1



Susan Jane Gilman

DIE KÖNIGIN DER ORCHARD STREET

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Eike Schönfeld

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 2014 unter dem Titel
The Ice Cream Queen of Orchard Street
bei Grand Central Publishing in der Hachette Book Group, New York.
Copyright © 2014 by Susan Jane Gilman
This edition published by arrangement with Grand Central Publishing,
New York, NY, USA. All rights reserved.
Umschlagfotos: Nathan Blaney/Corbis, akg-images/AP

Erste Auflage 2015
© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2015
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-17625-1

DIE KÖNIGIN DER ORCHARD STREET

Für

Steve Blumenthal

&

Frank McCourt

TEIL EINS

I. KAPITEL

Wir waren gerade mal ein Vierteljahr in Amerika, als das Pferd mich umrannte. Wie alt ich da war, weiß ich nicht genau. Vielleicht sechs? Von meiner Geburt gibt's keine Einträge. Ich weiß nur noch, dass ich die Hester Street entlangrannte, auf der Suche nach Papa. Der gebleichte Himmel über mir war von Dächern und eisernen Feuerleitern eingerahmt. Tauben kreisten, Straßenhändler schrien, Hühner gackerten; und dazwischen die seltsame, wacklige Dampforgel des Leierkastenmanns. Dicke Staubwolken wogten um die Handwagen, sodass die Ladenschilder wie Fahnen hin und her schwangen. Ich hörte Getrappel, dann schlug ich hin. Einen Sekundenbruchteil lang blitzte ein Huf auf, dann grellweißer Schmerz. Dann: nichts.

Das Pferd, das mich niedertrampelte, zog einen Eiswagen. War das nicht eine sonderbare Laune des Schicksals? Hätte mich, sagen wir, ein Lumpensammler oder Kohlenhändler zum Krüppel gemacht, wäre ich nie die Lillian Dunkle geworden, wie alle Welt sie heute kennt. Und nie im Leben wäre ich zur Legende geworden.

Die Öffentlichkeit meint immer, mein Glück gehe ausschließlich auf meinen Mann zurück. Ach, wie die Medien ihre Königinnen hassen. Wie sie uns übelwollen! Das schreckliche Foto, das die Zeitungen ständig bringen – auf dem ich aussehe wie Joan Crawford, wenn sie einen Einlauf kriegt –, mehr Beweise braucht man wohl nicht. Die sind so schnell mit ihrem Urteil!

Aber das will ich euch sagen, meine Schätzchen: die »Wonder Tundra« mit Schokostückchen, Regenbogenstreu-

seln, M&Ms oder gehackten Erdnüssen, ganz nach Wunsch. Unsere neue Paradetorte, die »Nilla Rilla«, geformt wie unser Markenzeichen, der Comic-Affe, umhüllt mit Kokosraspeln und mit einer geheimen Schicht aus Keksbröckchen gefüllt – die hatten wir anfangs nur für Geburts- und Vaterstage im Sortiment, aber ist Ihnen klar, wie viele Leute eine Version davon für ihre Hochzeit bestellten? Eine Torte haben wir einmal speziell für einen Empfang in Syosset gemacht, von der wurden 215 Leute satt. Die wäre ins Guinness-Buch der Rekorde gekommen, wenn Bert an die blöde Kamera gedacht hätte.

»Tower of Sprinkles«. »Mint Everest«. »Fudgie Puppie«. Sie alle – und wirklich *alle*, Jahr für Jahr werden Millionen davon verkauft – waren meine Erfindung, meine Idee. Auf unserem Höhepunkt hatten wir landesweit 302 Läden. Wir revolutionierten Produktion, Franchise, Marketing. Glauben Sie etwa, das war Zufall? Präsident Dwight D. Eisenhower persönlich hat mich mal »Die Eiskönigin von Amerika« getauft. Ich habe noch das signierte Foto von uns (mit Mamie natürlich – samt Perlen und schlechten Zähnen), wie wir uns im Rose Garden die Hände schütteln. Dazu trug ich mein allererstes Chanel-Kostüm, fast in der Farbe von Erdbeereis. (Und das war Jahre vor Jackie Kennedy, schönen Dank!) Heute habe ich nicht weniger als drei Dutzend gravierte Plaketten, Trophäen, Bänder. Eine Schale aus Kristallglas. Sogar einen scheußlichen Gedenkascher aus Zinn – wie gern würde ich den verschenken, aber Herrgott, was macht man mit einem Ding, das man von der Gesellschaft zur Erforschung der Kinderdiabetes verliehen bekam, noch dazu mit dem eigenen Namen darauf? Eine ganze Wand mit Urkunden: von der Handelskammer von North Carolina; der Vereinigung der Amerikanischen Milchwirtschaft; von Dow Chemical; sogar vom Maharishi Mahesh Yogi Institut in Rishikesh, Indien. Anscheinend lieben Yogis Eiscreme. Wer hätte das gedacht?

Doch wenn die Leute heutzutage meinen Namen hören, denken sie nur an miese Schlagzeilen. An einen einzelnen Vorfall im Live-Fernsehen. Anklagen wegen Steuerhinterziehung und eine Verhaftung – auch das falsch, wie ich wohl nicht extra betonen muss. Unlustige Witze bei Johnny Carson, diesem *schlemihl*. Ihr wollt's lustig? Bitte. Ich weiß was Lustiges.

Erst gestern teilte mir mein Enkel mit, dass ich eine Antwort in der neuesten Ausgabe von Trivial Pursuit bin. »Wow, Oma, das ist ja echt der Wahnsinn«, sagte er. Man braucht bloß lange genug zu leben, dann erlebt man alles. Aber es ist eine einzige Hexenjagd. WPIX war doch nur ein Lokalsender, Herrgott. Und wir kamen morgens um sieben auf Sendung, an einem Sonntag – einem *Sonntag*! Und vielleicht *hatte* ich ja auch ein paar intus. Aber, meine Schätzchen, versucht ihr doch mal, dreizehn verdammte Jahre lang eine Kindersendung zu machen.

Aber halt, ich eile voraus.

Ich fange lieber mal am Anfang an, lange bevor Übertragungswagen vom Fernsehen auf der anderen Straßenseite standen und meine Auffahrt blockierten. Noch vor unserer »Sundae on Saturdays«-Kampagne, den »Mocktail«-Milchshakes und vor Spreckles, dem Clown. Alles begann auf Manhattans drückend heißer Lower East Side, mit dem Händler und seinem Pferdefuhrwerk. Ein rundlicher, schwitzender Mann: Salvatore Dinello. Sein Name prangte in abblätternen rot und golden schablonierten Lettern auf den Seiten seines Wagens: »Dinello's Ices«. Er war eigentlich der Letzte seiner Art. Die meisten anderen arbeiteten da schon für Grossisten. Mr Dinello trug einen Schlapphut und einen braunen Leinenkittel. Statt wie die anderen Händler zu schreien, sang er »A-HAIS, A-HAIS«. Wie eine Arie. Ach, es war herrlich. Ich hörte seinen Bariton die ganze Hester Street lang, durch den unglaublichen Lärm.

Dinello Eis war mit Zitronen- und manchmal auch mit Kirschgeschmack. Es hatte die Konsistenz von Schnee. Einmal, als Flora und ich das Abendessen holen sollten, kaufte ich uns stattdessen eine Kugel. Wir verschlangen es – Kirsch, das weiß ich noch –, und unsere Münder wurden knallrot, bonbonrot. Es war köstlich. Wie im Delirium. Doch unmittelbar danach – ach, das schlechte Gewissen! Die zwei Cent waren eigentlich für eine Kartoffel bestimmt. Von da an versuchte ich, einen Bogen um Mr Dinello und seinen Eiswagen zu machen. Aber immer wenn wir in der Hester Street waren, sah ich sehnsuchtsvoll zu, wie er für einen Kunden eine kleine Portion der schimmernden Leckerei in seinen winzigen Glasbecher schöpfte. Der Kunde leckte den Becher sauber und reichte ihn Mr Dinello zurück, der ihn dann in einem Zinkeimer ausspülte, der hinten am Wagen baumelte. Jeder bekam denselben Becher. So war das damals.

Meine Familie hatte keinen Penny, als wir vom Schiff traten. Aber wo war das anders? Die Geschichten der Leute, die mit Geld in Amerika landeten, sind uninteressant. *Dann hat Ihr ältester Bruder, Lord Sowieso, also den Familienbesitz geerbt, und Sie Ärmster mussten Ihr Glück daher in der Neuen Welt machen?* Bitte. Kommt mir bloß nicht damit.

Zur Zeit meines Unfalls wohnten wir in einer Mietskaserne in der Orchard Street, im fünften Stock, Hinterhaus. Wir zahlten einem Schneider namens Lefkowitz zwei Dollar die Woche, damit er uns in seinem Wohnzimmer schlafen ließ. Mama nahm Kissen vom Sofa und legte sie auf zwei knarrenden Holzkisten aus. Tagsüber arbeitete sie für Mr Lefkowitz, schnitt zusammen mit zwei weiteren Frauen im vorderen Zimmer, inmitten einer Wolke wirbelnder Fasern, Muster aus.

Wenn Papa nicht gerade unterwegs war, arbeitete auch er für Mr Lefkowitz. Mit einem schweren Bügeleisen, das auf

dem Küchenherd erhitzt wurde, plättete er Hemden. Wenn das heiÙe Metall auf der Baumwolle zischte, roch es wie angebrannte Vanille. Ich liebte diesen Geruch. Jahre später versuchte ich, ihn in unserem Labor nachzubilden.

Meine Eltern arbeiteten in einem Abstand von zwei Metern. Und dennoch redeten sie nicht miteinander.

Nach Amerika zu gehen war nämlich überhaupt nicht der Plan gewesen.

In der Nacht, in der wir aus unserem kleinen Dorf Wischnew flohen, nähte mir meine Mutter zweihundert Rubel ins Futter meines Mantels. Einen Teil hatte sie selbst angepart, den Rest hatte ihr Bruder, mein Onkel Hiram, aus Südafrika geschickt. Eine kleine Geheimitasche, von Mama fabriziert, direkt unter der Achselhöhle. Zweimal stach sie sich mit der Nadel, so sehr zitterten ihr die Hände. Wir hatten zu viele Geschichten gehört, von Familien, die auf einem Wagen gereist waren, nur um ausgeraubt und auf die Straße geworfen zu werden, liegen gelassen für die Kosaken. In der Woche vor unserer Abreise durften meine Schwestern und ich uns auch nicht mehr waschen, damit wir nicht zu appetitlich aussahen. Mein grauer Filzmantel hatte erst Bella, dann Rose, dann Flora gehört. (Anscheinend kriegte nur Samuel, als er noch lebte, neue Kleider.) Der Filz war so dünn, dass es eher theoretisch als praktisch ein Mantel war. »Wer schaut sich solche Lumpen schon genauer an?«, argumentierte meine Mutter. »Wer fleddert ein kleines Kindchen mit so einem *punim*?«

Ich war das Baby der Familie, das jüngste Kind in unserem ganzen Shtetl. Ich wurde geboren, nachdem der Mob sich verzogen hatte, nachdem die geplünderten Häuser mit Brettern vernagelt, die Scherben aufgefegt und die Blutflecken mit Essig von den Dielen gewischt worden waren. Und während andere in einem gespenstischen Schockzustand durch Wischnew schlichen, störte ich die Stille, wie

nur ein glückliches Kind es kann, das von alledem gar nichts mitbekommen hat.

Ich drehte Pirouetten, brüllte, lachte und vergaß dabei ganz, mir die Hand vor den Mund zu halten, wie Mama es mir gesagt hatte. Ich lief in unserem Garten herum und sang mäandernde kleine Liedchen vor mich hin, die ich selber erfunden hatte. Die Töne sprudelten nur so aus mir heraus: »Der Frosch im Brunnen« und »Ich mag Hühner« sind zwei, die ich mir gemerkt habe. Ich musste einfach singen. Es war, wie mit den Beinen zu schwingen, wenn ich auf einem Hocker saß.

Bitte, verklagt mich doch: Ich war eben neugierig.

»Mama, warum ist unsere Scheune abgebrannt?«, fragte ich mit heller Stimme. »Warum fehlt Sol ein Arm?« »Wie kommt's, dass Etta keine Eltern hat?«

Meine Mutter war eine dralle Frau mit einem verheerten Habichtsgesicht. Ein Großteil ihrer Haare war vorzeitig grau geworden. »Das hab ich von euch«, sagte sie bei jeder neuen Strähne und zeigte darauf. Mamas knochige Hände waren gewaltig. Sie schlugen den Teig für *kneidlach* und rissen widerspenstigen Hühnern die blutigen Federn aus. Sie zogen Becken voller Wasser aus dem Brunnen und schrubbten grimmig jeden Freitagnachmittag erst meine Schwestern und mich, dann unsere Kleider und schließlich unser Leinzeug, bis alles vollkommen rein war.

Binnen einer Sekunde holten diese Hände aus und verpassten mir einen solchen Hieb, dass ich nicht wusste, wie mir geschah. Bald landeten sie offenbar jedes Mal, wenn ich den Mund aufmachte, als Klaps auf den Ohren oder mit einem Flapp auf meinem Hintern, begleitet von einem »Ich habe gesagt, es reicht, Malka!« Oder »Sei nicht so neunmalklug, Malka!« Oder einfach: »Oy! Du!« Freitags in der Synagoge brummte Mama den anderen Frauen zu: »Ihr Mundwerk«, und zeigte auf mich, »das bringt uns nichts als *tsuris*.«

Von unserer Reise aus Russland hinaus habe ich sehr wenige Erinnerungen, nur dass ich auf einem Wagen unter einer Ladung Kohlköpfe lag. Mama hatte mich in den traurigen grauen Filzmantel gepackt, als wäre er eine Rüstung. »Greift jemand nach deiner Tasche, dann machst du ein solches *geschrei*, wie sie's noch nie gehört haben, *bubeleh*. Lass niemanden an den Mantel, nicht mal Papa, verstehst du?«

Ich nickte. Meine Mutter nannte mich selten *bubeleh*. Ich fühlte mich als etwas ungeheuer Besonderes, doch gleich nachdem sie meinen Kragen gerichtet hatte, runzelte sie die Stirn. »Mit so einem Gesicht kriegst du womöglich nie einen Mann ab. Aber wenigstens kannst du dir dein großes Mundwerk zunutze machen.«

Männer an Kontrollpunkten mit Laternen scheuchten uns in wütendem Flüsterton herum. Ich stellte mir vor, wie an jeder Biegung Räuber und Kosaken warteten, um aus dem Wald hervorzuspringen, und so hielt ich den ganzen Tag den Mantel fest um mich gezogen, während ich im Kopf übte, ein solches *geschrei* zu veranstalten, wie die Welt es noch nie gehört hatte. Aber wo nun das gesamte magere Vermögen meiner Familie unter meiner Achsel steckte, wagte ich in Wahrheit gar nicht zu singen, zu summen oder auch nur etwas Lautes zu sagen.

Als wir dann – Tage, vielleicht auch Wochen später – endlich in Hamburg eintrafen, setzten wir uns auf den Bänken in der Abfertigungshalle des Hilfsvereins und warteten. Ich habe eine vage Erinnerung an Schlafsäle, an endlose, trostlose Flure. Eingepferchtes Chaos. Angst. Und, oh!, der menschliche Gestank! Jeder benahm sich wie ein Bettler und wurde auch so behandelt. Ich sage euch: Ich kenne Milchkühe in Vermont heutzutage, die werden besser behandelt. Aber damit will ich gar nicht erst anfangen.

Eines Nachmittags kam mein Vater mit einem Stück Papier, das mehrere Stempel trug, zu unserer Bank zurück.

»Komm«, befahl meine Mutter. Sie marschierte mit mir auf den Abort und verriegelte die Tür. »Arme hoch«, befahl sie. Der Gestank war unerträglich. Sie schälte mich aus meinem kratzigen, staubigen Mantel und tastete ihn ab. Die Rubel waren nicht mehr da. Jemand musste mich im Schlaf bestohlen haben!

Doch Mama griff tiefer ins Futter und förderte schließlich die feuchten, zerknitterten Scheine zutage. Während sie zählte und dann noch einmal zählte, stieß ich stolz die Luft aus.

»Was?« Sie sah mich böse an. »Soll ich der Sonne etwa jeden Morgen applaudieren, dass sie aufgeht?«

Sie entriegelte die Tür und deutete auf den Hof. Von dort kam das Gekreisich anderer Kinder. »Geh«, seufzte sie. »Jetzt kannst du so viel Rabatz machen, wie du willst.«

Der Plan war, nach Kapstadt zu fahren. Onkel Hiram hatte im Transvaal zusammen mit einigen Vettern aus Vilnius eine Kurzwarenhandlung. Onkel Hiram war anscheinend ein sehr frommer Mann. Vor den Pogromen hatte er studiert, um Rabbi zu werden. Ich war ihm nie begegnet, aber Bella sagte, er rieche wie gekochte Zwiebeln, und Rose sagte, er habe ein Zucken am linken Auge, weswegen man meine, er zwinkere einem die ganze Zeit zu. Papa schien sich nicht viel aus ihm zu machen. Er bezeichnete ihn immer als »dieser *shmendrik*«. Doch Onkel Hiram schrieb Briefe und schickte fleißig Geld. *Kommt nach Südafrika, so G-tt will, wir können Dich als Buchhalter einstellen, Tillie als Schreiberin. Hier gibt es Möglichkeiten genug.*

Kapstadt, Kapstadt – dieser Name ging mir im Kopf herum. Heute hat man Atlanten, Fernseher und Bibliotheken. Aber als ich klein war, besaß niemand in unserem Shtetl einen Globus oder auch nur eine Landkarte. Keine meiner Schwestern hatte ein Schulbuch. Wo war dieses »Südafrika«? Niemand wusste es. Als meine Familie mit dem Papierkram und unseren ganzen Ersparnissen zum Schiffs-

büro ging, die kostbaren Rubel und Rands zu einem exorbitanten Kurs in Deutsche Mark getauscht – diese preußischen *gonifs*, schimpfte Mama –, führte uns ein Mann zu einer riesigen ausgebleichten Landkarte, die an die Wand geheftet war. Das war mein erster Blick auf die größere Welt: eine Ansammlung von Kringeln und Klecksen, schmutzlig von den Fingerabdrücken Tausender Verkäufer und Auswanderer. Hellblau waren »Ozeane«, hellpink war »Land«, »Nationen« waren limonengrün umrandet. Der Mann zeigte auf einen abgewetzten roten Stern mitten auf der Karte. »Das ist Hamburg«, erklärte er. Dann fuhr er mit dem Finger zu einem winzigen schwarzen Pünktchen ganz unten. »Und da ist euer Kapstadt.«

»Da fahren Sie hin?«, fragte Papa.

Der Mann schien verblüfft. »O nein. Ich fahre nach Amerika«, sagte er mit nicht geringem Stolz. Er zeigte auf einen Punkt, der noch weiter weg schien als Südafrika, aber auf gleicher Höhe wie Hamburg lag. »Milwaukee.«

Amerika: *Milwaukee. New York. Pittsburgh. Chicago.* Von dem Augenblick an, als wir in der Abfertigungshalle eingetroffen waren, geisterten diese Namen als ehrfürchtiges Flüstern durch die Menge. Und dann hörten wir auch die Gerüchte. *A-MEH-ri-ka*. Das »goldene Medina«, nannten es manche Juden und schnatterten verzückt von Amerikas Pflastersteinen aus vierundzwanzigkarätigem Gold, den Flüssen aus Milch und Honig. Die Schifffahrtsgesellschaften stellten große Werbetafeln auf, die luxuriöse Partys an Bord ihrer Schiffe zeigten, auf denen die Passagiere zu einer amerikanischen Fahne fuhren, die über einem Wasserfall aus Goldmünzen flatterte. Anscheinend wollten alle außer uns in dieses *A-MEH-ri-ka*. »Da kriegt man kostenlos Land«, sagte einer. »Meine Schwester schreibt, dass es dort Bäume gibt, von denen es Äpfel regnet«, sagte ein anderer. »Sie lebt an einem Ort namens Connecticut.« Und ein weiterer teilte uns mit: »Man geht von Bord, und sie

stellen einen vom Fleck weg ein. Nach einem Jahr ist man reich.«

Meine Mutter hingegen tat das alles als schlichten Blödsinn und Wunschdenken ab. »Diese *meshuggenehs*, was wissen die schon«, grollte sie. »Seit wann muss man denn nicht arbeiten? Die sind wie verliebte Dummköpfe.«

So wurden sechs Fahrscheine nach Kapstadt gekauft, zusammengefaltet und sorgsam in die kleine Geheimitasche im Futter meines Mantels gesteckt. Ich war zur Brieftasche der Familie geworden.

Kapstadt, Kapstadt.

Drei Tage vor unserer Abreise wachte meine Schwester Rose weinend auf. Sie war, wie ich fand, eine Meckerliese. Blass und zitternd, jammerte sie ständig wegen ihres nervösen Magens, ihres Ausschlags von der Sonne, ihrer zarten Konstitution. Sie war älter als ich und hübsch wie eine Porzellantasse: Ich begriff nicht, warum sie ständig alle Aufmerksamkeit auf sich ziehen musste. »Mama«, schluchzte sie und fuhr in Panik mit dem Kopf herum. »Ich kann nichts sehen. Alles ist so verschwommen.«

Binnen Stunden kriegten auch Bella, Flora und meine Mutter nicht mehr die Augen auf. Sie versuchten es zu verbergen, indem sie so taten, als wäre ihnen kalt, und sich den Schal tief in die Stirn zogen, doch auf ihren rosafarbenen, nässenden Lidern bildete sich schon bald eine glitzernde Kruste. Sie kniffen die Augen zusammen und stolperten jämmerlich herum. Rose stöhnte. Flora weinte. Andere Auswanderer in der Halle rückten schnell von uns weg und machten einen großen Bogen um uns. Vielleicht war es einer von ihnen, der petzte, zugetraut hätte ich es ihnen. Jedenfalls erschienen Auswanderungsbeamte und steckten meine Mutter und Schwestern in Quarantäne. »Bindehautentzündung«, erklärte der Arzt. Unsere Namen wurden von der Passagierliste gestrichen.

»Niemand mit einer ansteckenden Krankheit darf an